

«UND STRÖMT UND RUHT»

Antonio schwor auf die Jungfrau. Jeden Tag ging er mit zwei grossen Flaschen zu einer Trinkröhre, einer „fontanella“ in der Nähe seiner Wohnung mit fliessendem Wasser, und holte sich dort das kühle Wasser der Acqua Vergine, der Jungfrauenquelle. Es sei gesund, sagte er, und sauber - und das älteste Wasser der Stadt dazu.



Alt ist die Acqua Vergine in der Tat: Sie fliesst durch Leitungen, die noch aus der Antike stammen und, abgesehen von Flickstellen aus dem Barock, noch ganz und gar so aussehen wie vor 2000 Jahren. Ausser der Vergine sind auch die Quellen mit den klangvollen Namen Paola und Felice noch alt gefasst.

Drei Aquädukte, die ihr Wasser in die Stadt führen, sind das, was neben Marmortrümmern und dem Kolosseum von der Pracht des alten Rom übrig ist. Sie spenden zusammen noch heute einen Teil des Wassers, das täglich in die Stadt fliesst - 1,8 Millionen Kubikmeter, eine fast unvorstellbare Menge.

Rom ist eine der wasserreichsten Städte der Welt und verfügt über ein supermodernes Netz von Leitungen, Kanälen, Reservoirs und Verteilerstationen, mit welchem etwa 190 000 Bezugseinheiten, 119 Brunnen, 2000 „fontanelle“ und 5 öffentliche Schwimmbecken bedient werden. Ingenieur Dr. Bardi, leitender Angestellter der ACEA (Azienda comunale Elettrocità ed Acqua mit rund 3500 Beschäftigten), ist stolz auf diese Pioniertat des 20. Jahrhunderts. Nicht von ungefähr, sagt er, reisen jedes Jahr junge Techniker aus aller Herren Ländern in die Ewige Stadt, um hier in einem dreimonatigen Kurs ihre Kenntnisse in der Wasserversorgung einer Großstadt zu vertiefen.

Lieferanten der riesigen Wassermenge sind, abgesehen von den drei alten, vier neue Quellen, die gutes Trinkwasser spenden, das keiner Reinigung bedarf. Die mächtigste Quelle, die Peschiera, für deren Fassung in jüngster Zeit 40 Bergleute das Leben lassen mussten, lässt täglich 775 Millionen Liter Wasser aus dem Innern des Nuriabergs schiessen, das auf schnellstem Wege in rund 90 km modernen Zementröhren in die Stadt und dort in verschiedene Quartiere geleitet wird.

Das Wasser der alten Vergine, das aus den Hügeln im Osten stammt, hat dagegen nur ein Ziel (ausser einigen fontanelle): Ihr Wasser rauscht heute in der Fontana di Trevi, strömt Tag und Nacht aus der Kulissenfassade hervor, zwischen Neptun und den wilden Meerpferden, fällt in Muscheln, gurgelt und rinnt unter Korallen und Meergewächsen und stürzt schliesslich ins grosse Marmorbecken, von wo es seinen Weg fortsetzt zum Schiffsbrunnen auf der Piazza di Spagna und von dort in den Untergrund, in die Tiefen der römischen Kanalisation.



Wer erinnert sich nicht an die Szene in Fellinis Film „La dolce vita“, in der sich Anita Ekberg verführerisch in den Fluten des Trevi-Wassers räkelt. Es war jedoch eine viel züchtigere Frauenfigur, in der oberen rechten Ecke in Stein gemeisselt, die das Schicksal des Brunnens bestimmte: eine Jungfrau, la Vergine, hatte im Jahr 19 vor Christus die Quelle gefunden und die römischen Techniker an die Stelle geführt. Nach einem Jahrhunderte währenden Stillstand wurden ihre Leitungen im 16. Jahrhundert wieder instand gestellt. Der grosse Barockmeister Bernini baute das Marmorbecken am heutigen Standort, weil dort das Schauspiel, das er zu schaffen gedachte, von den Fenstern der päpstlichen Sommerwohnungen auf dem Quirinal zu sehen war. Aber erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstand nach Plänen des Architekten Salvi die heutige Fassung der Fontana di Trevi, die am 22. Mai 1762 im Beisein der gesamten Bevölkerung eingeweiht wurde.

Die Trevi ist Inbegriff des in Stein gemeisselten Rom, kein Brunnen gibt gleichzeitig für die spielerische Kraft des Wassers eine pompösere Szenerie ab. Doch sie ist nur einer von unzähligen Brunnen, Fontänen, Wasserspielen, Brunnlein, Trinkröhren und Springbrunnen, die in dieser Stadt als lebendiges Erbe der Antike plätschern.

Das Geschick der Stadt ist seit ihren frühen Anfängen mit dem Wasser verbunden. Höhlen und Schächte von Quellen und Ziehbrunnen, welche die Bewohner der ersten vorgeschichtlichen Dorfgemeinschaften östlich der Tiberschleife mit Trinkwasser versorgten, wurden als Sitz von Gottheiten verehrt. Giuturna, Tochter der Diana, war eine von ihnen. Und der zweite König Roms, Numa Pompilius, heiratete die Nymphe Egeria, deren Namen „die das Wasser aus der Erde hervorzieht“ bedeutet.

441 Jahre nach der Gründung der Stadt, 312 vor Christus, liess der Zensor Appius Claudius Caecus den ersten Aquädukt errichten, der Appia geheissen wurde und täglich 73 000 Kubikmeter Wasser aus rund 16 km Entfernung in einige Quartiere der Stadt brachte. Mit dieser Tat setzte Appius Claudius den Beginn einer Entwicklung, die für das Rom der Spätantike in einem noch nie dagewesenen und bis in jüngster Zeit von keiner modernen Grossstadt

übertroffenen Wasserreichtum gipfelte. Dem Bau des Aquädukts Appia folgte die Konstruktion von zehn weiteren Hauptaquädukten, deren letzter im Jahr 226 nach Christus eingeweiht wurde und die von insgesamt 19 Quellen über eine Milliarde Liter Wasser pro Tag in die Metropole führten.

Im 4. Jahrhundert gab es in der Stadt, die Wohnraum für rund eine Million Menschen bot, 11 grosse Kaiserthermen, 967 kleinere Bäder, 1352 öffentliche Brunnen und 2 Naumachien, grosse künstliche Seen für Seeschlachtspektakel; der eine See mass 536 x 357 m und erhielt über einen eigens dafür gebauten Aquädukt Wasser aus dem Lago di Bracciano. Jeder Bewohner der Stadt konnte im Durchschnitt über etwa 1000 Liter Wasser im Tag verfügen.

Diese Zahl ist allerdings trügerisch, denn ein beträchtlicher Teil der Wassermenge floss in die Kaiserpaläste auf dem Palatin, wo die Welt regiert wurde. Dort versorgte das köstliche Nass nicht nur die Haushalte mit ihren prunkvollen Bädern; es brachte den Herrschenden in plätschernden Wasserspielen auch Ablenkung von ihren kaiserlichen Sorgen. Der Unterhalt, die Verteilung und Sammlung des Wassers eines so leistungsfähigen Systems setzte die Lösung einer Vielzahl technischer Probleme voraus. Die Verantwortung dafür lag bei der „statio aquarum“, dem antiken Wasseramt. Ihm stand Ende des 1. Jahrhunderts nach Christus ein gewisser Sextus Julius Frontinus vor, dessen umsichtigem Pflichtbewusstsein wir heute einen grossen Teil unserer Kenntnis über die Wasserversorgung des alten Rom verdanken.

Frontinus hatte nämlich Sorgen mit einer Rechnung, die nicht aufging. In den Büchern, die ihm seine Vorgänger überlassen hatten, stimmten die Angaben über die Wassermenge der einzelnen Aquädukte beim Austritt der Quelle und bei der Fassung am öffentlichen Brunnen nicht überein. Er ging der Sache nach und liess sämtliche Aquädukte, damals neun an der Zahl mit einer Gesamtlänge von über 400 km, einer Kontrolle unterziehen. Dabei stellte sich heraus, dass die Leitungen durchlöchert waren: Die Landbesitzer ausserhalb der Stadt, durch deren Terrain die Röhren führten, hatten kein Recht auf Nutzung des Wassers, aber sie versuchten dieses Unrecht erwas zu mildern, indem sie die Leitungen anzapften. Nicht nur das; trotz strengen Vorschriften über das Recht auf Wasseranteile - ein Privileg der Reichen, vom Kaiser persönlich zugesprochen - machten sich die Bürger der Stadt allerlei Schliche und Tricks zunutze, um zu Wasser für den eigenen Haushalt zu kommen. Es gab auch Funktionäre des Wasseramts, die illegal abgezapftes Wasser verkauften.

Solche Sitten waren nicht nur im Altertum üblich, mit dem Wasser wurde immer geschäftet. In der Renaissance handelten sich die Besitzer der Palazzi in der Innenstadt das Verfügungsrecht über beträchtliche Wassermengen ein, wenn sie an den Aussenmauem ihrer Häuser kleine Brunnen für die Bevölkerung anbringen liessen - das einmal durchgeflossene Wasser durften sie danach zu eigenen Zwecken verwenden. Auch Bernini wusste den Wert des Wassers in klingende Münze umzusetzen: Er verzichtete auf einen Lohn für den Bau des grossen Vierflüssebrunnens auf der Piazza Navona, bedingte sich aber dafür das Recht aus, das durch den Brunnen geflossene Wasser an Dritte zu verkaufen.

Was damals von der Obrigkeit gebilligt wurde, war im Altertum ein Verstoss gegen die Gesetze. Frontinus ging mit schweren Strafen in Form von Geldbussen gegen solche Machenschaften vor. Er hat übrigens in seiner Schrift „De aquaeductibus urbis Romae“ sämtliche Daten über Bauart, Länge und Kapazität der Aquädukte festgehalten. Aus diesen Angaben und aus den Architekturbeschreibungen des Vitruv erfährt man, mit welchen Problemen sich die römischen Ingenieure beim Bau der unterirdischen und über dem Boden verlaufenden Aquädukte herumzuschlagen hatten, wie das Wasser gefasst wurde, welche Geräte zur Einnivellierung auf ein gleichbleibendes Gefälle zur

Verfügung standen. Interessant ist dabei der Umstand, dass die Siphontechnik, die damals bekannt war, in Rom selber nie angewandt wurde, wohl der hohen Kosten wegen, denn die Röhren mussten dafür mit Blei ausgekleidet werden.



Mit der Siphontechnik, die darauf beruht, dass das Wasser unter Druck auf die maximale Höhe der Quellmündung steigt, hätten die grossen Niveauunterschiede und die für ein gleichbleibendes Gefälle benötigte unverhältnismässige Länge der Aquädukte umgangen werden können. Die Leitung der Aqua Marcia zum Beispiel konnte seit der Antike dank der Anwendung von Siphons von 91,5 auf 52 km verkürzt werden. Statt dessen wurden die Aquädukte in weiten Schleifen auf die Stadt zugeführt; vor dem endgültigen Eintritt hinter die Mauern wurde das Wasser in grossen Sammelbecken zur Dekantierung gefangen und dann auf Bögen, die oft das Wasser von zwei oder drei Quellen übereinander führten, in die Quartiere geleitet. Dort sorgten mächtige Brunnenanlagen, die sogenannten „castelli“ (Wasserschlösser) - Frontinus nannte seinerzeit deren 39 -, für einen spektakulären Empfang der Quellen. Die Aqua Claudia stürzte über eine mächtige Treppenanlage vom „Caelius mons“, einem der sieben Hügel Roms, herunter. Die Ruinen des „castellum“, in welchem die Aqua Julia endete, vermitteln noch heute einen Eindruck von den riesigen Dimensionen solcher Anlagen, die mit Statuen, Kriegstrophäen und Säulen geschmückt waren. Das zerfallene Wasserschloss steht mitten auf einer heruntergekommenen Wiese und ist von Katzen bewohnt, die sich von den reichen Abfällen des Marktes auf der Piazza Vittorio Emanuele ernähren, des grössten, lautesten und billigsten Marktes im Zentrum Roms, wo alles zu haben ist, vom Schuhbändel bis zu butterweichen Gedärmen von Milchlämmern, von hochmodischen Lederjacken bis zum zartesten Suppengemüse, ein schöner Standort.



Dem dritten der heute noch bekannten „castelli“ war das Schicksal weniger freundlich gesinnt. Die Reste der sogenannten „meta sudans“, eines hohen Steinzapfens, von dessen Spitze das Wasser auf allen Seiten herabfloss, fielen der Spitzhacke Mussolinis zum Opfer, als er in den dreissiger Jahren eine breite Triumphstrasse zwischen Kolosseum und Forum Romanum anlegen liess. Ein Steinkreis im Strassenpflaster neben dem Konstantinsbogen ist alles, was davon übrigblieb.

Von diesen Brunnen aus wurde das Wasser verteilt: Ein Röhrensystem war für Bäder, eines für die öffentlichen Brunnen und eines für die Privathaushalte bestimmt. Fast die Hälfte des Wassers floss jedoch ungenutzt wieder ab - durch die Umwälzung der grossen Wassermenge wurden die Leitungen saubergehalten. Die Kanalisation, deren Hauptarm, die „cloaca maxima“, noch aus der Zeit der etruskischen Könige stammte, sammelte alle Abwässer und leitete sie in den Tiber.

Ein weiterer Wasseranteil stand dem im 4. Jahrhundert nach Christus rund 7000 Mann starken Feuerwehrcorps zur Verfügung.

Die Thermen wurden in der Regel über einen speziellen Aquädukt versorgt. Bis zum Bau der ersten öffentlichen Bäder habe sich das Volk, so beklagte sich Seneca, nur Arme und Beine gewaschen. Das wurde anders, nachdem unter Agrippa, dem Baumeister von Kaiser Augustus, 170 Badeanstalten und die ersten Thermen entstanden, denen im Lauf der folgenden Jahrhunderte 10 weitere folgten, eine schöner, grösser und prächtiger als die anderen. Was die römischen Kaiser erbauen liessen - ob zum Wohl des Volkes oder zu seiner Beruhigung, bleibe dahingestellt -, waren richtige Badepaläste. In dem Gebäudekomplex waren neben den eigentlichen Bädern - Schwimmbecken, Warm- und Kaltwasserbad, Dampfbad - auch Gymnastikhallen, Bibliotheken, Läden, Restaurants, Klubräume und Gärten untergebracht; wohl wurde hier gebadet, aber die Hygiene war Nebensache. Die Thermen waren Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, wo man sich zum Amüsieren, zum Schwatzen und Politisieren, zu Geschäft und Zeitvertreib traf.

Für das Volk waren die wohligh beheizten Hallen Zuflucht aus den feuchten Mietskasernen der überfüllten Quartiere, wo nicht selten eine Familie einen einzigen Raum bewohnte. Kaum waren die Tore um die Mittagszeit geöffnet, drängten sich die Menschen zu Hunderten, zu Tausenden in den Hallen, und bis zum Sonnenuntergang herrschte tumultuöses Treiben. Das Stimmengewirr der Schwätzer mischte sich mit dem Geschrei der Badenden, den Rufen der Händler, die ihre Waren feilboten, dem Stöhnen der Sportler, dem Klatschen der Hände von Masseuren auf dem Rücken ihrer Kunden, dem Gemurmel der Spieler. Die Reichen liessen sich von ihren Sklaven epilieren, salben und ankleiden, wer arm war, half sich untereinander aus, und wer es sich leisten konnte, ging ins Privatbad, wo er seine Ruhe hatte. Es wäre wohl übertrieben, anzunehmen, dass der Luxus des Badekults und als dessen Folge die Verweichlichung der Römer den Untergang der Weltmacht besiegelt hatten. Doch immerhin haben sich römische Bürger über die Exzesse des Kaisers Commodus und ihre Konsequenzen auf die Staatsgeschäfte Gedanken gemacht: Der verwöhnte Kaiser badete bis zu achtmal täglich, manchmal in unverdünntem Parfüm. „Das Baden, der Wein und Venus verzehren unsere Körper“, meinte Sueton.

Fataler für Rom war die Tatsache, dass die Wasserversorgung der Lebensnerv der Stadt war. Nach der Zerstörung der Aquädukte durch den Goten Vitiges 537 nach Christus versank die glanzvolle Metropole des Marmors und des Wassers in Schweigen. Zwischen den Ruinen begann sich Weideland auszubreiten. Die Brunnen waren still, die Thermen ausgetrocknet.

Die kaum 20 000 Einwohner, die noch in dem Trümmerhaufen lebten, holten sich ihr Wasser, wie Jahrhunderte zuvor, von Quellen und aus dem Tiber. Es bekam ihnen nicht. Ganz im Gegensatz zur damaligen Meinung, das Tiberwasser sei gesund und - so ein gewisser Petronius - „gut für die Milz, die Leber und die Lunge und empfehlenswert für Kinder, Frauen und Alte“, war das Tiberwasser Urheber zahlreicher Krankheiten. Im 16. Jahrhundert klärte endlich ein Arzt die Bevölkerung auf und beschimpfte die Päpste, nichts für die Gesundheit des Volkes zu tun, während sie mit dem längst nicht mehr trinkbaren Wasser der Vergine - dem einzigen Aquädukt, das das Zerstörungswerk des Goten überstanden hatte, jetzt aber verschmutzt und verschlammt war - die Gärten ihrer Villen bewässerten.

Der Tiber war nicht nur als Wasserquelle eine Gefahr. Alljährlich wurde die Stadt von Überschwemmungen heimgesucht, erst mit dem Bau der „muraglioni“, der hohen Einfassungsmauern entlang des Tiberlaufs, in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde Abhilfe geschaffen. Rom ist jetzt zwar vor Hochwasser sicher, aber der Fluss ist tot und hat sein Gesicht verloren, daran ändern wohl auch die Bemühungen, ihn neu zu beleben, nicht viel. Trotz allem fordert er auch heute noch seine Opfer: Im vergangenen Sommer starb ein Schwimmer an einem Schluck Tiberwasser.

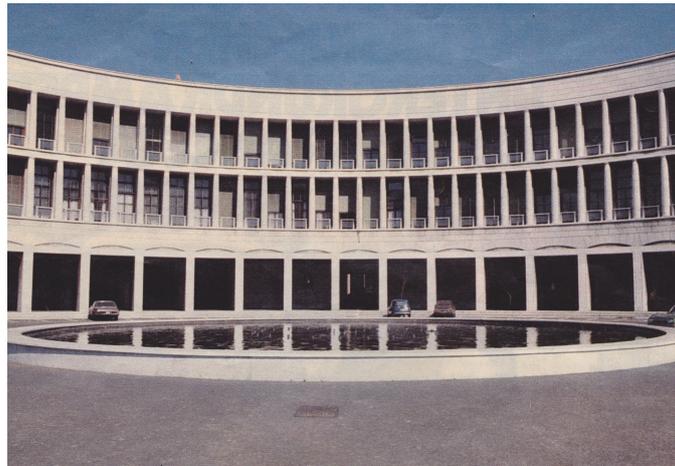


Der mächtige fünfbogige Brunnen auf dem Gianicolo, „il fontanone“, trägt die Inschrift: „Paul V., Pontifex Maximus, sammelte dieses Wasser, entnommen den reinsten Quellen bei Bracciano, und brachte es fünfunddreissig Kilometer weit von seinem Ursprung über die antiken Röhren der Aqua Alsietina, die er wiederherstellte, und neue, die er hinzufügte.“ Goethe notierte im Dezember 1787, er habe den

Wasserschwall der Aqua Paola begrüsst, und er verglich das Wasserspiel zu Recht mit den Triumphbögen der römischen Kaiser: „Man wird durch Säulen und Bogen, Gesims und Attiken an jene Pracht Tore erinnert, wodurch ehemals kriegerische Überwinder einzutreten pflegten. Hier tritt der friedlichste Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein und empfängt für die Mühen seines weiten Laufes sogleich Dank und Bewunderung.“

Dieser Brunnen war auch in anderer Hinsicht mit der Antike verbunden. Der Gianicolo-Brunnen, für die Quelle Paola gebaut, ist eine der sechs „mostre“ - der Wasserschlösser, die in Rom nach dem Beispiel der alten römischen „castelli“ seit dem 16. Jahrhundert errichtet wurden. Wenn sich das Volk im Mittelalter für sein sporadisches Bad auch mit einem Holzzuber in der Küche begnügen musste, haben die Päpste doch dem Wasser in Rom zu einem zweiten

Höhepunkt verholten. In der Zeit höchster päpstlicher Machtentfaltung entstanden Dutzende von monumentalen Brunnen und Wasserspielen, mit deren Bau berühmte Künstler und Architekten beauftragt wurden, und wie in der Antike befand man das Wasser eines grossartigen Empfangs in der Stadt würdig. Sechs „mostre d' acqua“ gibt es heute, eine jede künstlerisch ausgestaltet, mit Ausnahme der letzten, 1952 entstandenen Mostra della Peschiera, eines hässlichen, unansehnlichen Betonklotzes. Die andern fünf Wasserschlösser sind die Fontana di Trevi für die Vergine, der Gianicolo Brunnen für die Paola und der Mosesbrunnen für die Felice - die drei noch durch römische Leitungen fliessenden Quellen - der Najadenbrunnen unweit der Stazione Termini und der Wasserfall an den Abhängen des Pincio.



Jeder römische Brunnen hat seine Geschichte, angefangen bei den vielen Mauerbrunnlein bis hin zu den spektakulären Wassertheatern. Mancher Brunnen hat seinem Erbauer nicht viel Freude gebracht. Prospero Antichi, sagt man in Rom, habe sich kurz nach der Einweihung seines Mosesbrunnens das Leben genommen, aus Verzweiflung über die Ungunst, die seinem Werk von der Bevölkerung entgegengebracht wurde: Die spottlustigen Römer hatten sich krummgelacht, als sie seinen Moses sahen, der durch plumpe Verzerrungen zu einer Karikatur geworden war.

Ein stiller, verträumter Brunnen im Park der Villa Borghese ist in die Weltliteratur eingegangen:

Auf steigt der Strahl, und fallend giesst
 Er voll der Marmorschale Rund.
 Die sich verschleiernd überfließt
 In einer zweiten Schale Grund.
 Die zweite gibt, sie wird zu reich,
 Der dritten wallend ihre Flut,
 Und jede nimmt und gibt zugleich
 Und strömt und ruht.

Der „Brunnen der Seepferde“ hat Conrad Ferdinand Meyer zu seinem Gedicht inspiriert, das wie kaum ein zweiter lyrischer Text die metaphysische und symbolische Bedeutung des Wassers einfängt.

Andere Brunnen sind durch die Namen ihrer Erbauer berühmt geworden. Die herausragendste Persönlichkeit, die zum Brunnenreichtum Roms beigetragen hat, war zweifellos Gian Lorenzo Bernini. Er hat nicht nur das Marmorbecken der Fontana di Trevi gebaut, sondern auch eine Anzahl weiterer grossartiger Barockbrunnen, etwa den Tritonen auf der Piazza Barberini, der einst im Park der Villa Ludovisi stand und heute vereinsamt mitten im Verkehrsgewühl das Wasser aus einer riesigen Meermuschel schlürft. Bernini war fromm, und er hielt die Arbeiter seiner Werkstätten an, jeden Tag die Messe zu besuchen. Vielleicht deswegen, vor allem aber durch sein Können und durch ein Geschenk an die Schwägerin des Papstes - ein Brunnenmodell aus reinem Silber, das dem Papst ausgesprochen gut gefiel - erwarb er sich die Gunst des Kirchenvaters und den Auftrag, den Zentralbrunnen der Piazza Navona zu gestalten. So entstand die „Fontana dei Quattro Fiumi“, der grösste und berühmteste Bernini-Brunnen auf dem schönsten Platz Roms. Die vier als Giganten dargestellten Flüsse - Donau, Nil, Ganges und Rio de la Plata - wenden sich, so behaupten böse Zungen, mit Abscheu von der Fassade der benachbarten Kirche Sant' Agnese ab, weil sie von Berninis Erzfeind, Borromini, gebaut worden war, jenem Architekten, dessen Sant' Ivo die Hunderternote des Schweizer Frankens ziert. In Wirklichkeit ist die Borromini-Fassade jünger als der Bernini-Brunnen.

Die Piazza Navona war ein ganz besonderer Wasserschauplatz: Sie wurde in den vergangenen Jahrhunderten alljährlich zum Vergnügen von Volk und Geistlichkeit knietief unter Wasser gesetzt.



Die Römer lieben das Wasser noch heute. Nicht nur die Trevi, auch die anderen Brunnen sind Anziehungspunkte. In lauen Sommernächten wird in den grossen Becken gebadet, wenn der Wein ein bisschen nachgeholfen hat. Rom wird auch „la regina delle acque“ genannt, die Königin des Wassers, *der* Wasser besser, denn das Wasser in dieser Stadt kommt nicht nur aus verschiedenen Himmelsrichtungen und hat verschiedene Namen: Wie nirgends sonst ist hier die

meisterhafte Kunst, das Wasser in seinen hundertfachen Erscheinungsformen sichtbar zu machen, zur Vollkommenheit gelangt. Die Architektur der Brunnen und ihre Steinskulpturen teilen sich erst durch das Wasser mit, das Wasser erhält nur durch sie seine Kraft und seine Bedeutung.

Da ist das unbändige Wasser, in dem sich nackte Najaden, Faune und Satyre tummeln, voller Lebenslust und verspielter Liebenswürdigkeit. Das Luftwasser, von Fontänen meterhoch in den Himmel geschleudert und vom Wind in Millionen Perlen zerblasen, zerstäubt, Frische spendend. Protziges Wasser, kraftvoll und eine Ahnung seiner zerstörerischen Wut verheissend, aus Röhren und Spalten hervorschiessend. Stilles Wasser in weiten Becken, in dessen klarem Spiegel sich die Kuppeln der Kirchen spiegeln. Trauriges Wasser, als Tropffäden in dicken Moosteppichen versickernd, und groteskes Wasser, das als endloser Spuckstrahl aus aufgerissenen Maskenmäulern hervorspritzt. Dreckwasser, in dessen Schlammtiefen Coca-Cola-Büchsen und Kaugummi, Zigarettenstummel und aufgequollenes Sandwichpapier ruhen.



Und Trinkwasser überall: man muss sich nur bücken und den Finger auf eine Öffnung der Trinkröhre drücken, und schon spritzt einem aus dem Loch ein Strahl klaren kühlen Wassers in den Mund.

Die „fontanelle“ werden demnächst mit Hahnen versehen. Auch in der wasserreichen Stadt Rom grenzt das immerwährende unaufhörliche Fliessen aus 2000 Röhren langsam an Verschwendung.